

aber ist er zerrissen, und rechts und links nagen die Ratten daran.“

Hermann Matern lächelte nachsichtig unter seinem dichten weißen Haarschopf. Dann verbreitete er sich über die Delegation, die der Volkskongress für die Pariser Außenminister-Konferenz wählen und bereitstellen werde.

„Wird diese Delegation, wenn sie überhaupt zugelassen wird, auch für das Saargebiet sprechen?“

„Aber natürlich.“

„Wird sie auch für die deutschen Ostgebiete jenseits der Oder-Neiße sprechen?“

„Aber selbstverständlich! Man wird, man muß sogar über die Ostgebiete reden. Wir wollen nur nicht, daß das Gespräch über das Ost-Oder-Neiße-Land zu einer maßlosen Hetze gegen Polen ausgenutzt wird.“

„Hat die SED nicht früher eine andere Haltung eingenommen und die Oder-Neiße-Linie als endgültig anerkannt?“

„Wir haben unsere Haltung nicht geändert“. Vor einem Jahr, am 8. Juli, sagte Hermann Matern in Berlin-Treptow: „Die Oder-Neiße-Linie ist unsere Ostgrenze“.

Einer fehlte im Clubhaus an der Herrenhäuser Allee: Georg Dertinger. Er suchte anderweitig Gesprächspartner. Am Abend stieß er wieder zu seinen Mitdelegierten. „Meinen Sie nicht auch, daß die eigentlich tragenden und wirkungsfähigen Teilnehmer aus dem Westen ausgeblieben sind?“ wurde er gefragt.

Dertinger meinte nicht. Ueber die Einheit und den gerechten Frieden müsse man mit jedem Deutschen reden. Dann löste sich das Treffen in Privat-Gespräche auf.

Entwertete Aktien

Adel im Untergang

Was Sie hier sehen, meine Damen und Herren, war der hochherrschaftliche Besitz der Fürstenfamilie von Stolberg-Wernigerode: 70 Gemächer, 12 Domänen, 27 000 ha Grundbesitz und die Aktienmehrheit von fünf großen Fabriken . . ., so beginnt ein kleines verwelktes Männlein jeden Tag viermal seine Führung durch das Wernigeroder Fürstenschloß. Es wurde zum „Feudalmuseum der Ostzone“ erklärt.

Eigentlich wollte die Wernigeroder Künstlerkolonie, die eine Reihe Berliner, Düsseldorfer und Aachener Maler beherbergt, aus dem Schloß eine Kunstakademie machen. Die Russen aber wollten das nicht, wegen der nahen Zonengrenze.

Sie beauftragten Ludwig Einicke, Ministerialdirektor in Sachsen-Anhalts verwaistem Volksbildungsministerium**) und Landesschulungsleiter der SED, den Nachlaß des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg und der Fürsten von Stolberg-Wernigerode und Stolberg-Stolberg zu ordnen und daraus eine Museumsschau aufzubauen. Soweit nicht requirierende Offiziere der Roten Armee Gefallen an Teppichen, Daunendecken, Pendulen, Garderoben und Jagdtrophäen gefunden hatten. Die übrigen gebliebenen Inventarien und Kunstschätze wurden nach Wernigerode gebracht.

Die Fürsten warteten die Bodenreformierung ihres Besitzes nicht ab. Im Juni 1945 rückten sie mit den Engländern ab, als das Gebiet zwischen Brocken und Elbe in sowjetische Hände kam. Der Herzog von Braunschweig-Lüneburg blieb noch drei Wochen in seiner Residenz Blankenburg. Er wollte seine östlich von Zorge

und Hohegeiß gelegenen elf Ortschaften nicht preisgeben und intervenierte beim verwandten englischen Königshaus.

Drei Wochen war der östliche Teil des Kreises Blankenburg britische Enklave in der russischen Zone. Dann luden die Engländer die Herzogsfamilie auf Lastkraftwagen und brachten sie nach Schloß Marienburg bei Nordstemmen, dem zweiten Besitz des Herzogs. Seitdem schon weht über dem Blankenburger Schloß die rote Fahne.

Ludwig Einicke stellte vor Ostern Schloß Wernigerode auf den Kopf. Aus den Schlössern Ilsenburg und Blankenburg wurden Möbel, Kisten und Kasten herangeschafft. Feierliche Eröffnung folgte bald.

Dem Museumsführer wurde die Arbeit leicht gemacht. Sinnige Hinweisschilder an den Ausstellungsstücken geben die Richtung an. „Dem Fürsten das Prunkbett, den

den Kapitalismus, wobei er verlegen die schäbige Schiffermütze dreht. Man sieht ihm den Flüchtling an. „Früher Lehrer gewesen in Hirschberg — Pg — Wiedereinstellung unmöglich“, ist sein Lebenslauf im Telegrammstil. Er erzählt ihn während der Zigarettenpause zwischen den Führungen. „Was soll man tun?“ Täglich dreht er viermal dieselbe Walze vom degenerierten Adel im Untergang, frei nach Ludwig Renn.

Drunten in der bunten Harzstadt macht sich kaum ein Einheimischer die Mühe, zum Schloß hinaufzusteigen. Man kennt die wahren Zusammenhänge dort genauer.

„Der Fürst?“, sagt eine korpulente Bäckersfrau, „mit Ernst-Christian habe ich beim Schützenfest noch Walzer getanzt. Der war gar nicht so. Er trug eine grüne Lodenjacke, sah wie ein Förster aus und war bei Volksfesten mittenrang.“



Hoheiten in Emigration: Ernst-August von Braunschweig-Lüneburg, Gattin, Erbprinz

Untertanen der Strohsack“, steht an einem altmodisch geschnitzten Alkoven. Er sieht nicht gerade einladend aus. Die Polster eines Divans sind als Lotterbett der Maitresse deklariert. Busenfüllige Komtessen, deren Porträts an den Wänden hängen, müssen sich posthum ähnliche Lästerungen gefallen lassen.

Kitschige Souvenirs der wilheminischen Zeit sind zahlreich. Ein delikates Miniatur-Damenbein aus Alabaster, das als Pfeifenstopfer dient, ein nüsseknackender Reichsadler und „Heinrich der Heizbare“, eine mit Ofenrohr versehene alte Ritterrüstung, werden als Paradestücke feudaler Dekadenz zur Schau gestellt.

Daneben die entwerteten Aktien der Wernigeroder Schokoladenfabrik Karnatzki, Spekulationsobjekte der Fürsten, vergilbte Hofbilanzen, Speisekarten in Goldschnitt, Schuldverschreibungen und alte Rezesse aus der Zeit der Leibeigenschaft.

Einickes Archivare haben errechnet, daß die Hofhaltung jährlich 360 000 Mark verschlang und daß sich die Schulden der Wernigeroder Linie 1927 auf zehn Millionen Mark angehäuft hatten.

Eine im hohen Festsaal aufgebaute Tafel wird mit dem wackligen Tisch einer Landarbeiterfamilie verglichen: „So lebten die Fürsten — so die Proleten.“

Der ärmliche Museumsführer macht am Schluß jeder Runde ein paar sinnige Bemerkungen über Feudalismus und faulen-

Ernst-Christian, Sohn des Reichsgrafen Otto von Stolberg-Wernigerode, der unter Wilhelm I. gefürstet wurde, war im Harz populär. In den zwanziger Jahren ging es jedoch mit seiner Schloßherrlichkeit buchstäblich bergab. 1929 mußte er das Schloß dem Staat überlassen. Zur Abdeckung fürstlicher Schulden. Auch tausend Waldhektar kamen unter den Hammer. Der Fürst zog unterhalb des Schlosses in eine kleine Villa. Die Schloßtürme immer vor Augen. 1940 starb der alte Fürst. Sohn Botho verwaltete das zusammengeschmolzene Erbe. (In der Villa regiert jetzt ein grünbemütztes NKWD-Kommando).

Nicht viel anders erging es seinem Vetter von der Stolberg-Stolberg-Linie. Fürst Wolf-Heinrich, dunkelhaarig, schlank und feurig, hatte sich 1933 vom überholten Fürstenthron in die Mitte des Volkes begeben. Kurz vor der NS-Machtübernahme ehelichte er die Tochter eines kleinen Magistratsbeamten aus Magdeburg-Buckau Gärtnersstraße. Aus der hübschen Magdeburger Irma Erfert, die sich Bürgermeister Gropengießer als Haustochter nach Stolberg geholt hatte, wurde Fürstin Stolberg-Stolberg.

Damals brachten die Stolberger ihrem verliebten Fürsten einen Fackelzug. Papierfächchen flatterten und Lampions leuchteten.

Diese Episode hat Ludwig Einicke in seinem Feudalmuseum Wernigerode nicht

*) Am nächsten Tag empfing ihn Niedersachsens CDU-Landwirtschaftsminister Dr. Dr. Gereke.

**) Volksbildungsminister Ernst Thape floh im Dezember 1948 westwärts. (Vergl. SPIEGEL Nr. 51/48). Er wurde kürzlich zum Pressereferenten des Landes Niedersachsen ernannt.

graphisch darstellen lassen. Sie hätte nicht zu der im reichen Rokokosehmuck prangenden Traditionswiege aus Stolzberg gepaßt, die auch ausgestellt ist. Hermann Reichert, vor 1933 Redakteur der linken Halberstädter „Volksstimme“, weiß noch mehr darüber zu berichten. Fürst Ernst Christian stellte ihn als Archivar ein, als er 1934 aus dem Kz kam. Er war Reichert nicht gram, weil der früher in der „Volksstimme“ gegen die Fürstenabfindung gewettert hatte.

Jeder Gockel hat auch Sporen

Wir alle haben Fehler (s. Titelbild)

Dr. Arnulf Klett wußte selbst nicht, der wievielte nebenamtliche Posten es war, als er letzte Woche zum Vorsitzenden der kommunalen Arbeitgeberverbände in der Trizone gewählt wurde. Er mußte sich erst die lange Liste seiner Ehrenposten vom Archivar kommen lassen.

Aber auch die war nicht vollständig, obwohl darin gut eineinhalb Dutzend Nebenämter unterschiedlicher Bedeutung verzeichnet stehen, vom „Präsidenten des Roten Kreuzes Württemberg-Baden“ über „1. Vorsitzender des Württemberg-Badischen Städtebundes“ bis zum „Präsidenten des Hilfswerks Berlin“. Selbst Kletts hauptamtliche Beschäftigung für die nächsten fünf Jahre steht nicht auf der Liste des Archivars: Arnulf Klett ist Oberbürgermeister von Stuttgart.

Er ist es schon seit Hitlers Zeiten, seit dem 23. April 1945. Aber er war es nie unter Hitler. Die Franzosen waren schon über Stuttgart hinaus, als Hitlers Oberbürgermeister der Stadt der Auslandsdeutschen, Dr. Strölin, ihrem Stadtkommandanten den Rechtsanwalt Dr. Arnulf Klett als Maire vorschlug. Dr. Strölin hatte Dr. Klett kennengelernt, als den sein Bürgersinn zu Besprechungen über die kampflose Uebergabe der Stadt ins Rathaus trieb.

Schleife mit Perle. Dr. Arnulf Klett überlegte etwas länger als einen halben Tag, ehe er in die französische Hand einschlug und ein florierendes Anwaltsbüro sich selbst überließ. Mit 25 hat es der heute 44jährige eröffnet. Spezialität: Ehescheidungen.

Von 1933 an gaben sich dann politische Klienten die Klinke seines Büros in die Hand. Rechtsanwalt Dr. Klett hatte damals die Besitzer des bürgerlichen „Metzinger Anzeiger“ mutig gegen die Gleichschaltungsgelüste der NS-Presse verteidigt und begründete damit seinen Ruf als politischer Anwalt. In einer Denkschrift wies er dem württembergischen Reichsstatthalter Murr nach, daß er, Murr, geschäftlich an der NS-Presse beteiligt sei und aus eigensüchtigen Motiven die bürgerliche Presse mundtot machen wolle. Murr ließ ihn in Schutzhaft nehmen, aber bald wieder laufen. Dr. Klett macht wenig Aufhebens von dieser politischen Verfolgung.

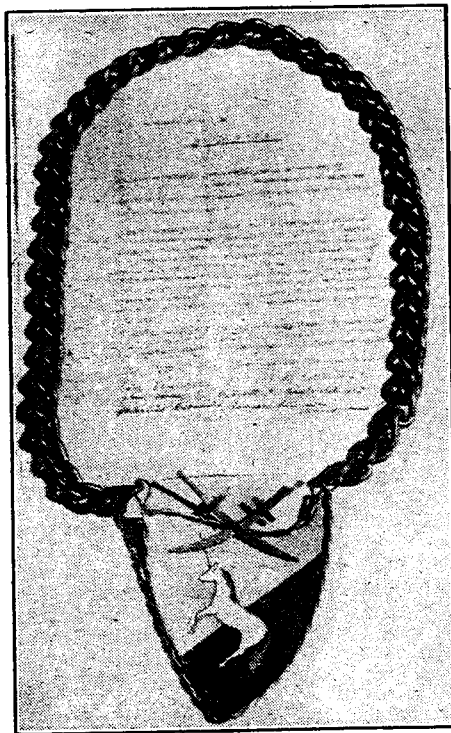
Im Krieg rettete er durch kluge Verschleppungstaktik als Verteidiger bei Kriegsgewichten manchen Kopf.

Beim Sprung vom Anwaltsbüro zum Rathaus legte Arnulf Klett den geradezu zum Körperteil gewordenen Schleifenbinder nicht ab. Mitsamt der koketten Perle auf dem Knoten erhob er ihn zum Symbol ungebrochener Unternehmungslust in seinem administrativen Amte.

Klett holte sich auch seine Mitarbeiter aus den freien Berufen. Die Entnazifizierung half ihm Formalisten und Bürokraten verdrängen und sein Tempo gegen den bedächtigen Fleiß seiner Landsleute durchsetzen.

Seine Vitalität und Frische waren ein guter Vorspann für diesen Fleiß. Stuttgart wurde die erste deutsche Großstadt, in der man ohne Gefahr für Leib und Leben nachts auf der Straße gehen konnte.

Schneller als in anderen Städten war Stuttgart von Schutt geräumt, die Trümmerverwertung schuf zusätzlich Baumaterial. Schon 1946 wurden in Stuttgart 50 000



Gaben: oben Ehre — unten Spott
Kletts Ketten

Räume instand gesetzt. Bei der Frage ob legal oder illegal gebaut werde, setzte sich Kletts Methode durch, erst zu handeln und dann nach einer theoretischen Rechtfertigung des Handelns zu suchen.

Hirn-Trust. Als im März 1948 der besatzungsautoritär inthronisierte und später vom Gemeinderat bestätigte Oberbürgermeister öffentlich gewählt werden mußte, hatte er bereits zwei wichtige Brücken gebaut: Die Brücken zu beiden

Konfessionen, die beide im pietistischen Stuttgart politisch mitspielen.

Arnulf Kletts Ungroßvater war noch katholischer Geistlicher. Er trat mit seiner ganzen Gemeinde geschlossen zum Protestantismus über und gab das Zölibat dran. Vater Klett war dann protestantischer Pfarrer mit alldeutschen Ambitionen.

Den privaten Brücken des Kandidaten Klett zu beiden konfessionellen Lagern erwuchs politische Bedeutung von der Tatsache her, daß in Württemberg als einzigem deutschen Land die Stadtoberhäupter nicht vom Gemeinderat, sondern von den Bürgern direkt gewählt werden. Dr. Klett stieg in diese Wahl als parteiloser Kandidat ein.

Als schlechten Menschenkenner überraschte es ihn, daß sich sein engster Mitarbeiter Hirn als einziger Gegenkandidat aufstellen ließ.

Bürgermeister Josef Hirn war schon ein renommierter Kommunalpolitiker, als Anwalt Klett noch den Eheproblemen seiner Klienten lauschte. Als „Griffelspitzer“, (schwäbisch) als Mann des sachlichen Manuskriptes und der genau abgesteckten Kompetenzen hatte Hirn den Gemeinderat und die Mehrheit der städtischen Angestellten hinter sich, als Groß-Stuttgart die Wahl hatte. Hirn ist der Mann, der Verordnungen wälzt, um einen Beschluß rechtlich zu begründen, und dann erst die Durchführung anordnet.

Als eingeschriebenes SPD-Mitglied hatte er offiziell auch die Partei hinter sich.

Stuttgart hat durch die politisch regen Arbeiter einiger Großbetriebe eine leichte SPD-Mehrheit, wenn auch das politische Klima — ähnlich dem meteorischen — wohltemperiert ist und von Stuttgarts Vergangenheit als Brutstätte eines orthodoxen Marxismus mit der radikalen „Tagwacht“ (an der auch Kurt Schumacher einst mit redigierte) kaum eine Spur blieb.

Die mittelständlerische Stuttgarter Mehrheit aber, die traditionsgemäß nicht das Neue, sondern das biedere Alte will, hat sich mit den Nachkriegsparteien nur oberflächlich befreundet. Einer Indiskretion der Militärverwaltung ist die Wissenschaft zu verdanken, daß von den 455 000 Einwohnern knapp 6000 eingeschriebene Mitglieder der vier größeren Parteien SPD, DVP, CDU und KPD sind. Einen beachtlichen Anhang haben die Sekten, die beispielsweise mit antroposophischen Veranstaltungen die zehnfache Besucherzahl von Parteiversammlungen aufbringen.

Sofort ist sofort. Am Wahlsonntag sah die Konstellation so aus: SPD und KPD pro Hirn, DVP anti Klett, CDU ungewiß. Aber gerade diese nach außen geschlossene Stellung der Parteien gegen den parteilosen Klett machte die bedächtigen Stuttgarter mißtrauisch. Kurz vor der Wahl stieg dann auch noch Schachtverteidiger Dr. Wolfgang Schwamberger von der Deutschen Wählergesellschaft, die das Persönlichkeitswahlrecht vertritt, aufs Podium und rief die Stuttgarter auf: „Zeigt den Parteien, daß Ihr Euch von ihnen mit ihrer Anonymität der Listewahl und Parteibürokratie keinen Bürgermeister vorschreiben laßt“. Da jubelte das Volk laut. Man fürchtete interne Kompensationsgeschäfte der politischen Parteien — und man wußte, was man an Klett hatte.

Er ist kein abseitiger Intellektueller, sondern trotz langer Rechtsanwaltspraxis unbewußt ein Mann des „common sense“, wenn auch von unglaublich geringer Menschenkenntnis und Gutgläubigkeit. Er ist bereit, jedermann guten Glauben unbeschränkt zuzugestehen.

Er ist bereit, Pläne auch anzuhören, wenn sie noch so ungewöhnlich